



gewährt wurde: Das Manna. Obwohl die Kinder Israels durch Moses darüber belehrt worden waren, wie nach dem Willen Jehovas dieses Wunderbrot einzusammeln sei, so gab es deren doch, die diese Mahnungen nicht achteten: die einen fehlten durch Gleichgültigkeit, die andern durch Habgucht — und die einen wie die andern mußten durch ein offenkundiges Wunder zum Gehorsam gebracht werden. Das Manna sollte vor Sonnenaufgang gesammelt werden, deshalb zerstörten die ersten Sonnenstrahlen dasselbe, während es durch die Hitze des Feuers sich nicht auflöste; es war ferner verboten, für den folgenden Tag mit zu sammeln; tat einer es doch, so fand er es faul und voll Würmer; nur am sechsten Wochentage geschah dies nicht, weil an diesem Tage für den Sabbat mit gesammelt werden mußte, an dem kein Manna fiel.

Wenn nun die Christen — sagt ein hervorragender Bischof des vorigen Jahrhunderts — wenn die Christen das köstliche Manna des göttlichen Wortes, die hl. Schrift, in Ueberfluß vom Himmel regnen und zu ihren Füßen liegen sähen und nur die Hand auszustrecken brauchten, um es zu besitzen: wenn die hl. Schrift ohne die nötige Behutsamkeit ausgeteilt werden sollte, mit wie viel Grund wäre da eine mißbräuchliche Benutzung zu befürchten! Würden nicht viele mehr aus dem heiligen Buche mitnehmen wollen, als sie tragen können, als ihnen zu ihrem Bedürfnisse notwendig wäre? Würden sie nicht vielleicht so denken: So, jetzt habe ich die heilige Schrift selbst! Mir dünkt, ich brauche die Predigten nicht mehr! Würden sie nicht bald glauben, sie verstünden die Sache ganz gut, sie verstünden sie besser, als viele Andern, besser vielleicht, als ihr Seelsorger, besser vielleicht gar als die Kirche selbst? Würden sie nicht versucht sein, das Bibellese als das einzige Mittel anzusehen, um zur Kenntnis der Religion und zur Seligkeit zu gelangen, und wahrscheinlich die Kirche ungerecht nennen, daß sie nicht jedem dieses heilige Buch in die Hand drückt? Würden sie nicht bei jeder Gelegenheit darüber sprechen, ihre Ansichten ändern beibringen, ihre Disputier- und Streitsucht beschiedigen wollen? Liegt das, lieber Leser, nicht im Menschen?

Fragen wir nur die Geschichte, und wir werden uns bald überzeugen, daß dieses immer die unausbleiblichen Folgen einer unbehutsamen, verschwenderischen Ausstellung der Bibel waren: Die Gemüter entzweiten sich, der Friede der Kirche wurde gestört, mitunter ganze Länder verwüstet, das Wort Gottes entkräftet, der Glaube in vielen Tausenden zu Grunde gerichtet.

Darum ging unsere katholische Kirche, lieber Leser, niemals in dieser Weise zu Werke. Auch sie schätzt das geschriebene Wort Gottes, — aber sie schätzt nicht minder, hält nicht weniger für notwendig das ungeschriebene, das lebendige Wort Gottes, ohne welches das erstere ein schweigender Buchstabe, eine Hülle ohne Leben wäre. Sie schätzt das geschriebene Wort als einen kostbaren Samen, der aber, in die Erde geworfen, des Lichtes und der Wärme der Sonne des öffentlichen Lehramtes, des mündlichen Wortes bedarf, um zur Entwicklung, zum Wachstum und zur Reife zu kommen. Auch sie schätzt das geschriebene Wort; aber eben darum glebt sie es ihren Kindern nur mit gewissenhafter Vorsicht und Behutsamkeit und nach möglichst entsprechender Vorbereitung zu lesen; sie achtet ohne weiteres den Samen verloren, der auf wilden Boden fällt, und (um mit der Schrift zu sprechen), sie hält für verloren die Verlesenen, die man den unreinen Tieren vorwirft; sie glebt lieber nicht die hl. Schrift, als daß sie dieselbe an Unvorbereitete hingäbe. Dabei aber glaubt sie gewiß nicht, ihren Kindern etwas vorzuenthalten, was zu ihrem Heile unumgänglich notwendig wäre.

So gewiß dieses aber ist, lieber Leser, so

gewiß ist es andererseits aber auch, daß die Kirche zu jeder Zeit den Christen das Lesen der hl. Schrift empfohlen hat und sie durch den (mündlichen) Unterricht unaufhörlich dazu vorzubereiten und zu befähigen suchte. Wie das? — Diese Frage soll uns demnächst beschäftigen.

S.

### Wintertage am Nil.

Von Dr. Alex. Soost.

Wenn der Winter in unseren Breiten seinen Einzug gehalten hat, richten wir wohl verlangend unsere Blicke nach jenen Ländern, die in dem Glücke eines sogenannten „ewigen Frühlings“ schwelgen, und beneiden im Stillen jene bevorzugten Menschenkinder, die nun frohgemut ihr Bündel schnüren, um unter jenen beglückten Breiten dem heimischen Winter den Rücken zu kehren. Aegypten, das ehrwürdige Land der Pharaonen, erfreut sich vor Allem dieses beneidenswerten Rufes und Italien mit seinen beiden Nivieren ist für „Winterfrüchler“ unserer fortgeschrittenen Zeit fast ein veralteter und überwundener Standpunkt. Wenn wir unter „Winter“ wissenschaftlich jene Jahreszeit verstehen, in welcher infolge atmosphärischer, besonders klimatischer Einflüsse sich eine allmähliche Stockung der Säfte und endlicher Stillstand im Pflanzenleben bemerkbar macht, so liegt zu Tage, daß das gesegnete Nilland kaum von einem eigentlichen „Winter“ reden darf. Denn infolge seiner geographischen Breite genießt es vor Allem den unschätzbaren Vorteil, daß eine Temperaturabnahme in dem erforderlichen Grade überhaupt nicht eintreten kann, ganz zu schweigen von der bedeutenden Wärmezufuhr aus den unendlichen benachbarten Wüstenflächen, den natürlichen Wärmebehältern unseres Planeten, und der maritimen Lage Aegyptens. Wenn wir gleichwohl von einem ägyptischen „Winter“ reden, so geschieht es wohl hauptsächlich darum, weil die darunter verstandene Jahreszeit sich annähernd mit unserem Winter deckt. Im Voraus möge aber zugleich bemerkt werden, daß hierin auch die markanteste Ähnlichkeit dieses sogenannten „Winters“ mit dem unsrigen liegt. Denn der ägyptische „Winter“, der mit Ausschluß von etwa vier Wochen (Januar bis Februar) annähernd vom Dezember bis März währt, gehört zu den köstlichsten Jahreszeiten, die überhaupt einem irdischen Lande beschieden sein können, und sein einziger Nachteil ist seine nur allzukurze Dauer. Etwa um Mitte Dezember treten als erste Vorboten des Winters außerordentlich dicke Morgennebel auf, die nicht selten so intensiv sich gestalten, daß erst die Strahlen der Mittagssonne sie zu scheuchen vermögen. Natürlich ist zugleich der Feuchtigkeitsgehalt der sonst so beispiellos trocknen, kristallklaren Luft ein bedeutend hoher, 60—70%. Zum guten Teile erklären sich diese Naturerscheinungen daraus, daß die befruchtenden Pluten des Nilstromes vor kurzem erst in ihr altgewohntes Bett zurückgetreten sind und nun den überaus fruchtbaren Schlamm auf den weiten Flächen ringsum abgesetzt haben, während der heilige Strom selbst gerade jetzt in Ehrfurcht gebietender Majestät sein Land durchflutet. Zu diesen Niederschlägen gesellt sich als weiteres Merkmal des hiesigen „Winters“ der Regen. Der Leser wolle zunächst nicht außer Acht lassen, daß Aegypten zur sogenannten „regensfreien Zone“ gehört, d. h. regelmäßig wiederkehrende Regenperioden, wie sie z. B. die Äquatorialgebirgen besitzen, nicht kennt. Gleichwohl fehlt es auch hier an solchen Niederschlägen nicht, ja, dieselben bilden das charakteristische Merkmal des „Winters“. In neuester Zeit hat man vielfach eine nicht unerhebliche Zunahme der Regentage beobachtet und diese auffällige Tatsache auf die allerdings sehr reiche Baumbepflanzung zurückzuführen wollen, die seit dem Vorgange des verdienstvollen Gartendirektors Barillet († 1874) zum System geworden ist. Ich habe

während meines letzten einjährigen Aufenthaltes im Nillande nicht weniger als fünfzehn Regentage, eine ganz ungewöhnlich hohe Zahl, notirt, von denen drei in den Monat Dezember, sechs in den Januar, drei in den Februar, zwei in den März und einer in den April fielen. Und was die Menge des gefallenen Regens, sowie die Zeitdauer eines ägyptischen Regengusses betrifft, so genüge die Bemerkung, daß von einem eigentlichen „Gusse“ insofern kaum die Rede sein kann, als es sich nur um tropfenweise sich bemerkbar machende, vorübergehende Schauern handelt, die selten länger als eine Stunde anhalten, sodas der Ausdruck „Regentag“ stark übertrieben ist. Freilich genügt auch schon das geringste Quantum des gefallenen Regens, um binnen kurzem die meist ungepflasterten Straßen und Plätze in ein unpassirbares Kotmeer zu verwandeln, daß oft Tage lang die Straße für den Fußverkehr unzugänglich bleibt. Mit den sich einstellenden Regenschauern geht als weiteres Merkmal des ägyptischen „Winters“ eine auffällige Temperaturabnahme Hand in Hand, die ja übrigens auch nach unseren Begriffen das Kennzeichen eines echten, rechten Winters ist. Während das Jahresmittel für Kairo + 21° C. beträgt und das hunderttheilige Thermometer als höchsten Stand bis + 15° C. im Schatten aufweist, so wird der ägyptische „Winter“ etwa + 15° C. Durchschnittstemperatur besitzen. Das ist natürlich ein überaus günstiges Mittel, wenn man hierbei erwägt, daß der Morgen im Durchschnitte + 8 bis 10 Grad C. aufweist und das Quecksilber um die Mittagzeit sich selten über + 20 Grad C. erhebt. Allerdings wollen wir bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß, je weiter wir in das Binnenland vordringen, das Quecksilber naturgemäß größeren Schwankungen unterworfen ist, als an der Meeresküste. So hat z. B. Alexandrien nie so tiefe und so hohe Temperaturen wie Kairo, wo ich Morgens einmal kurz vor Sonnenaufgang nur + 2 Grad C. beobachtete und Tage mit einer Durchschnittstemperatur von + 10 bis 12 Grad C. auch nicht zu den Seltenheiten gehören. Was aber diese Temperaturen für den Einheimischen, der an ein in der Hauptsache gemäßigtes warmes und sich gleich bleibendes Klima gewöhnt ist, bedeutend lehrt uns bald ein flüchtiger Blick auf die menschenleeren Straßen, die sonst den Schauplatz regsten Lebens bilden, während jetzt nur dann und wann ein Eingeborner, über den lustigen Kofan einen dunklen Tuchrock europäischen Schnittes tragend, den Turban auf dem Haupte dicht mit einem buntenfarbigen Tuche umwunden, gespenstergleich und zitternd vor Frost an der Häuserfront vorüberhuscht. Aber auch der Fremde, namentlich der Nord- und Mitteleuropäer, fühlt sich bei solcher Temperatur äußerst unbehaglich, zumal da die meisten Nilreisenden infolge ihrer mangelhaften Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse es unterlassen, sich mit wärmenden Winterkleidern zu versorgen. Denn wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß die besseren Wohnungen in Aegypten durchgängig weite und hohe Räume besitzen, deren Fußboden in den meisten Fällen aus Steinplatten besteht, über die Strohmatten und Teppiche gebreitet zu werden pflegen. Außerdem ist der Verschluß von Thüren und Fenstern ein äußerst mangelhafter, ein Umstand, der wohl für die lange Wärmeperiode seine Vorteile hat, während der wenn auch nur ganz kurzen kühlen Zeit aber um so empfindlichere Nachteile bedingt. Daß unter den geschilderten klimatischen Verhältnissen Eis- und Reifbildung seit Menschengedenken nur zu den seltensten Ausnahmen im Nillande gehört, bedarf keiner weiteren Begründung. Ebenso wenig kennt der Aegypter Schnee. Anders indessen liegen die Dinge am Wüstensaum und in der Wüste selbst. Beobachteten wir doch selbst Anfang Februar 1887 auf den hart an der Wüste gelegenen Feldern des Do. ses Salkara erfrorene und well zu Boden hängende Gurkenpflanzen,

während in Kairo das Thermometer früh + 5 Grad C. gezeigt hatte. In der Wüste selbst hat man schon bis zu - 5 Grad C. beobachtet, wenngleich auch hier Schneefälle noch zu den unbekanntem meteorologischen Erscheinungen gehören. Ein ausnahmsweise harter Winter war derjenige des Jahres 1864. In der Nacht des 23. Januars trat überall in Mittel- und teilweise in Unterägypten starker Frost ein, der z. B. in Schubra bei Kairo - 4,5 Grad C. erreichte. Selbst in Assuan fand man Eis in den Krügen, und gar in Beni-Suef war der Nil mit einer dünnen Eiskruste überzogen, die allerdings unter dem Einflusse der ersten Sonnenstrahlen verschwand. Bananen und die häufig angebauten Saubohnen erfroren überall, ja, in Ismailia wurde sogar in einer Barke ein erfrorener Malteser gefunden. Im Gegensatz zu derartigen klimatischen Anormitäten, die natürlich ganz ungeheuren Schaden verursachen, muß man behaupten, daß Eisgebilde, wie oben erwähnt, kein Merkmal des ägyptischen „Winters“ sind. Allerdings läßt sich der achilse Fremdling zuweilen durch einen an unsern Reif erinnernden, auf dem feuchten Erdboden bemerkbaren Niederschlag täuschen, der gerade in dieser Jahreszeit häufig auftritt. Allein schon eine oberflächliche Prüfung, mehr noch eine flüchtige Geschmacksprobe klären uns über die wahre Natur dieser Erscheinung zur Genüge auf, die nichts weiter als ein salz- und salpeterhaltiger Niederschlag der gerade um diese Zeit besonders mit Feuchtigkeit gesättigten Luft ist und namentlich durch die Rufe der Wästen hervorgerufen wird, die als einstige Seebecken reiche Salzspeicher bilden. Daß infolge der erwähnten Verhältnisse der Zustand der Pflanzenwelt während des ägyptischen „Winters“ sich von demjenigen unserer Breiten wesentlich unterscheidet, liegt zu Tage. In der Tat trägt zu dieser Zeit, die wir als die eigentliche Fremdensaison bezeichnen können, die ägyptische Vegetation ein durchaus sommerliches Gepräge, und der nordische Gast weidet um die Winterjonnennende seinen trunkenen Blick an den fruchtbeladenen und daneben zugleich immer neue Knospen und Blüten treibenden Orangebäumen, den üppigen, schwer belasteten Bananen, den schlanken Dattelpalmen, die ihre majestätischen Kronen geistig in der sonnig-lauen Luft wiegen, oder er macht gewohnheitsgemäß am Weihnachtsfeste seinen Ausflug nach dem altehrwürdigen, sagenumwobenen „Marienbaume“ bei Katarje und staunt über die saftig grünen Getreidefelder, die Zuckerrohr-, Baumwoll- und Tabakplantagen, die Bilder üppigsten Naturlebens bieten. Freilich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß namentlich gegen Ende des Winters hin, wenn die Pflanz- und Aprikosenbäume sich mit Blütenschnee zu bedecken anfangen und den Einzug des kurzen Lenzes verkündigen, (erste Hälfte des Februars), an gewissen nicht einheimischen Bäumen und Sträuchern sich ein Stocken, ja ein Stillstand im Wachstum bemerkbar macht. Dieselben verlieren ihre Blätter wie daheim und tragen mit ihren dürren, kahlen Ästen und Zweigen durchaus die uns bekannte Winterphysiognomie. Im Uebrigen aber scheint uns der ägyptische Winter mehr ein milder, segenspendender Herbst, der in verschwenderischer Freigebigkeit sein unergründliches Hülforn über das bevorzugte Land ausschüttet, das eben nach Verlauf der Nilfluten zu neuem, üppigem Wachsen und Blühen erwacht ist.

Meterhöher, weißblühender Klee, das landläufige Futter für die einheimischen Haustiere, labt auf weiten Flächen unsern staunenden Blick, in den Gärten der Vornehmen wetteifern Kunst und Natur, wahre Blumenparadiese aus dem dunklen Erdreiche hervorzubauern, und die Datteln, Orangen- Bananenernte ist im vollsten Gange. Die erstere beginnt bereits im November und ist in der Hauptsache nach einem Monat beendet. Ehe wir uns jedoch an der süßen, lieblichen Frucht erlaben können,

hat dieselbe, die in ihrem eigentlichen Reifezustand eine ziegelrote Farbe und hartes, weißes, herbe schmeckendes Fleisch besitzt, einen Fermentationsprozeß, ähnlich dem unserer Nispeln zu bestehen, ohne den sie ungenießbar wäre. Unter den Orangen nehmen die von beispiellosem Aroma durchsüßten Blutorange den obersten Rang ein und bilden einen Hauptartikel für den Export, wären die kleineren Mandarinen häufiger die Tafeln der Inländer zieren. Bananen reifen während des größeren Teiles des Jahres, sind aber zu keiner Zeit so saftig und würzig, als gerade jetzt. Dazu noch die Numenge speziell einheimischer Früchte, die meist nur dem Namen nach dem Nicht-Ägypter bekannt sind, im Lande selbst eine wichtige Rolle spielen, wie Pistazien, Lupinen, Sesamkörner u. a. m. Wenn wir alle diese Eigenschaften und Vorzüge des ägyptischen „Winters“ uns vor Augen stellen, begreifen wir, wie es möglich ist, daß Einheimische wie Fremde gerade diese Jahreszeit mit Ungeduld erwarten, und aus vollem Herzen begrüßen. Letztere ziehen in dichten Scharen meist von jenseits des Meeres durch die altheiligen Pforten des Pharaonenlandes ein, um entweder in seinen heilkräftigen Quellen (Helwan) und seiner stärkenden Luft Heilung oder wenigstens Erleichterung von ihren langjährigen Leiden zu finden, oder um im Dienste der Wissenschaft im Schoße der dünnen Sandwüste nach den unermeßlichen Schätzen einer Jahrtausende zurückliegenden Kulturperiode zu forschen und, umweht von Grabeschauern, aus der Nacht der Totengrüfte in Denkmälern der Kunst und Wissenschaft der nie rastenden Forschung neues Licht und Leben zuzuführen. Der Einheimische aber versteht sich ganz vortrefflich darauf, aus all diesen Voraussetzungen Gewinn zu ziehen, und so wird auch für ihn der ersehnte „Winter“ eine „goldene“ Jahreszeit, sein bester Freund. Er, der mit echt orientalischem Phlegma den schnellen, mühelosen Erwerb jeder ehrlichen Arbeit im Schweiße des Angesichts vorzieht, weiß mit geradezu erstaunlichem Spürsinn sich an die Fremden heranzudrängen, um ihnen teils als Händler, teils als Führer, teils für jede nur geforderte Dienstleistung, gleichviel ob er zu derselben geschickt und befähigt ist, sich anzubieten, wobei es ihm in der Hauptsache um möglichst hohen Verdienst, weniger um eine wirklich reelle und ehrliche Leistung zu thun ist. Aber wie alles höchste Glück hinflehen von nur kurzer Dauer ist, so auch die schönen Tage des ägyptischen „Winters“. Der das Land nur flüchtigen Fußes berührende wunderliche Lenz wird die Lösung des allgemeinen Anstreiches, der Heimkehr, der Vereinsamung, und dem „Winter“ am Nil folgt für den Fremden zumeist ein um-so schönerer Lenz in der nordischen Heimat.

### Postkartenidyll.

Humoreske von L. Bezet.

Genehmigte Uebersetzung ins Deutsche von A. Heim.

„Fräulein M. B. 4, Rue Bavin, Paris, wünscht Ansichtspostkarten mit Bewohnern von Saigun auszutauschen.“

„Was ist das nur für eine Manie!“ dachte Jacques Misard, während er diese Anzeige, die zwischen zwanzig andern ähnlicher Art stand und die alle dem Postkartensport galten, überflog. „Jetzt räumen die Zeitungen sogar dieser Sammelwut einen bestimmten Platz ein.“

„Saigun! In Paris giebt es also wirklich jemand, der an Saigun denkt?“

Und der junge Mann sann einen Augenblick für sich hin.

Seit zwei Jahren hatte Jacques Misard, der in Paris geboren, dort von seiner früh verwitweten Mutter erzogen worden war, die Vaterstadt verlassen. Der Tod hatte dem guten Sohn, der er stets gewesen, die Mutter geraubt, und der junge Mann, den nichts in Paris fesselte, hatte dem verlockenden Auerbieten eines Groß-Kaufmanns nachgegeben

und war nach Kotschinina gegangen, um sich dort zu etabliren.

Fleißig und strebsam, mit klugem Kopf und genügenden Mitteln, hatte Jacques das Glück gelächelt; seine Unternehmungen prosperierten nach kaum zwei Jahren, sozusagen, von selbst; er hatte nur nötig, seine Untergebenen zu dirigiren, und im übrigen sich des Lebens zu freuen.

Aber trotz des Gefühls der Befriedigung, das ihm das Gelingen seiner Arbeit brachte, konnte Jacques Misard doch ein — oft sogar recht starkes — Heimweh nicht loswerden.

Während die Hitze ihn in den heißen Zimmern festhielt, waren die Zeitungen aus der Heimat seine nie versagende Freude und Zerstreuung; mit den gedruckten Blättern unterhielt er sich wie mit Freunden! Er las sie vom „Leitartikel“ bis zu dem „Bermischten“, die ihm die bekannten Stadtteile, ja Straßen der Vaterstadt ins Gedächtnis riefen und sogar die Inserate, die Jacques in ihrer Fassung amüsierten, verschmähte er nicht!

So hatte er denn auch das Besuch von Fräulein M. B. gelesen.

Warum lockte gerade Saigun die Sammlerin?

Die Stadt war ja allerdings nach verschiedenen Gesichtspunkten hin von Interesse; die Lage war ja auch malerisch! Aber schließlich war doch in dem ersten besten Album ein Panorama nicht nur von Saigun, sondern von allen Sehenswürdigkeiten des Landes zu bekommen.

Es wird wohl eine Spielerei sein, dachte sich Jacques, und die Pariserinnen haben ja eine Vorliebe für allerlei Spielereien.

Gegen Abend ging der junge Mann, wie es stets zu tun pflegte, aus. Beim Schlendern durch die Straßen blieb sein Blick zufällig auf einer ganzen Kollektion von Ansichtspostkarten haften, die in einem Schaufenster ausgelegt war. Jacques blieb stehen, musterte die Karten, tabelte oder lobte in Gedanken und trat schließlich in den Laden, um eine ganze Serie, die ihm besonders gefallen hatte, zu kaufen.

„Warum“, so sagte Jacques sich, „warum soll ich den Wunsch einer Landsmännin nicht erfüllen. Das Fräulein möchte nun gerade Karten aus Saigun haben, ich werde ihr mit der nächsten Post einige schicken, das ist ja keine Mühe weiter.“

„Fräulein M. B. 4, Rue Bavin? Dann ist ja Fräulein M. B. eine frühere Nachbarin von mir! Rue Bavin gehört fast zum Luxembourgsgarten! Alle meine Kindheits Erinnerungen drehen sich um den! Oh, der köstliche Schatten! Die herrlichen Bäume auf den großen Terrassen! Man muß die stets andauernde Hitze, die drückende Luft von Saigun kennen lernen, um die Herrlichkeiten in der Heimat voll zu würdigen!“

Vielleicht habe ich Fräulein M. B. hundertmal getroffen. M. B. . . . Margarethe? Madeleine wäre mir lieber . . . vielleicht haben wir zusammen in den Alleen gespielt? . . . M. B. Sie mag ja auch Marie oder Martha heißen . . . vor allen Dingen kommt es darauf an, ihren Geschmack kennen zu lernen. Ach was! Frisch gewagt ist halb gewonnen! . . . Zwei bunte Straßenszenen, eine Landschaft und ein chinesisches Haus! Hier auf diesem weißen Platz werde ich mich nach den näheren Wünschen erkundigen.

Und Jacques schrieb: „Wollen Sie mir freundlichst mitteilen, Fräulein M., welches Genre von Postkarten Sie bevorzugen und die beifolgenden als Zeichen meiner vorzüglichsten Hochachtung annehmen. Jacques Misard. Tage und Monate vergingen.“

Eines Morgens, Jacques dachte gar nicht mehr an seine Sendung, entdeckte er zwischen den eingegangenen Briefen Ansichtskarten aus Paris. Mit wahren Entzücken begrüßte er wie alte Freunde das Pantheon und die Kirche Saint-Sulpice, den Springbrunnen im Luxembourgsgarten und das Odeontheater. Man hätte wirklich annehmen können, daß gerade diese Bilder mit Absicht aus der Fülle dessen,

was die Hauptstadt an Schönerm bietet, gewählt worden waren; wie riefen sie ihm seine Kindheit zurück! aber die Hauptfreude bestand doch wohl darin, daß sie ihm direkt mit dem Ausdruck der Sympathie von Fräulein M. B. geschickt waren.

Die Erklärungen, die in zierlichen Schriftzügen jeder Karte beigelegt waren, zeugten für das feine Kunstverständnis der Schreiberin. Den Beschreibungen war ein Dank für die überlieferten Karten beigelegt, und die Schreiberin hatte schließlich in einem hübschen Schnörkel „Mathilde Briant“ unterzeichnet.

Lange, lange betrachtete Jacques die Blättchen, die eine so weite Reise zurückgelegt hatten und ihm Grüße aus der Heimat brachten.

Der junge Mann sann und sann über die Schreiberin nach, suchte sich aus den Schriftzügen ein Bild von ihr zu entwerfen. Er glaubte an die Graphologie, an die Kunst, die oft aus den Schriftzeichen viel mehr herausliest, als der Schreiber hat sagen wollen und Gedanken, die er gar nicht hat, aus der Form der Buchstaben ableitet.

Fräulein Mathilde Briant ist jedenfalls eine fein gebildete Dame, elegant, aber einfach, garnicht stolz, das merkt man an ihrer Schrift. Sie kennt die Welt und scheut sich nicht voller Vertrauen mit ihrem vollen Namen zu zeichnen; schade, daß ich kein Bild von ihr habe, um auch ihren äußeren Menschen kennen zu lernen.

Und wieder las Jacques lächelnd die Erklärungen, welche jeder Karte beigelegt waren.

„Das ist wirklich amüsant!“ meinte er für sich, diese Pariserin denkt entschieden einen ungebildeten „Eingeborenen“ vor sich zu haben! Die Ansicht muß ich ihr doch benehmen.“

Und ohne weiteres besorgte sich Jacques Risard eine ganze Folge von Ansichtskarten und schrieb der Reihe nach darauf:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, gnädiges Fräulein, wie sehr mich Ihre ausgewählten Karten nicht nur erfreut, sondern auch bewegt haben. Ich bin nicht ganz so Saiguner, wie Sie es vielleicht glauben; nichts noch so „Ultraschines“ aus dem modernen Paris hätte mir so viel Freude machen können, wie gerade das Wiedersehen mit dem Stadtteil, in dem meine Kinderjahre verfloßen sind. Nochmals tausend Dank.“

Auf die Art in freundschaftliche Bahnen gelangt, spann sich die Korrespondenz durch das ganze Jahr fort. Jede Post wurde von Jacques ungeduldig erwartet und jede brachte ihm ein Andenken von seiner „Freundin“, wie er sie in Gedanken nannte; wie es ihm schien, wurde die Korrespondenz immer weniger förmlich, zwischen den Zeilen klang es wie wirkliche Freundschaft, so dachte es Jacques.

Erst hatte Jacques nur als unerfüllbaren Wunsch das Verlangen, Fräulein Briant zu sehen. Nach und nach legte der ernst veranlagte, fleißige Jacques Risard sich die Frage vor: „Ob es denn wirklich unmöglich sei“. Und von da aus war es nur noch ein Schritt, um zu sagen: „Warum denn eigentlich nicht... ich habe doch wohl eine kleine Erholung verdient? Ein Fieberanfall gab den Ausschlag.“

Dem Klima, wie es Kotschinina hat, muß man von Zeit zu Zeit entfliehen... sagte sich Jacques; sobald er sich von dem starken Fieberanfall einigermaßen gekräftigt, wollte er reisen und für einige Monate seinem ersten Angestellten die Geschäfte übertragen. —

Am einem Maiabend kam Jacques in Marseille an. Ohne sich nach der langen Fahrt auszuruhen, nahm er sofort den Expresszug nach Paris. Je näher der Reisende dem Ziel kam, je größer wurde sein Verlangen, die Freunde, die er in der Heimat gelassen, wiederzusehen. Keinem hatte er geschrieben, er wollte sie alle überraschen!

In dem Gedanken, daß er nun auch seine unbekannte Korrespondentin kennen lernen würde, wurde Jacques ganz beklommen. Was würde sie von seinem Besuch denken? Ach! er würde ganz einfach sagen, daß er bei seinem Aufenthalt in Paris dem Wunsch, sie kennen zu lernen, nicht habe widerstehen können; das war doch ganz natürlich!

Am Tage nach seiner Ankunft, nachdem er viel Sorgfalt auf seinen äußeren Menschen verwendet hatte, fuhr Jacques nach der Rue Bavln. Der Wagen hielt vor einem ziemlich düster aussehenden Hause. Der junge Mann lohnte den Kutscher ab und trat entschlossen in den schmalen, dunklen Hausflur. Da stieß sein Fuß an etwas Weiches, das er, vom Tageslicht geblendet, nicht erkennen konnte, und gleich darauf wurde grimmiges Knurren, und dann lautes Bellen vernehmbar.

Mit einer raschen Bewegung wich Jacques bis an die Flurwand zurück, um den Ausgang freizugeben, und mechanisch entschuldigte er sich mit einem Gruß bei einer alten Dame, die ihm höchst zornige Blicke zuwarf, während sie heftig an der Leine zog, an der ein kleiner Hund ihr folgte.

„Tölpel“, kam es unter einem erneuten Zornesblick über die Lippen der alten Person.

„Erlauben Sie, meine Gnädige, ich habe den Hund um Entschuldigung gebeten, mehr kann ich doch wohl nicht tun?“

„Auch noch frech obendrein! Brutalität genügt schon! Eine nette Generation, die heutige Jugend.“

Und vor Aerger dunkelrot im Gesicht, verließ die alte Dame das Haus.

Jacques zuckte die Achseln und ging ohne weiteres auf die Türe zu, an der in großen Worten: „Pfortner“ stand. Er fragte:

„Fräulein Briant?“

„Fräulein Briant?“ wiederholte die Pfortnerstran, die mit einem Strickzeug an ihrem kleinen Guckfenster saß. „Kennen Sie die denn nicht? Sie ist ja eben fortgegangen, Sie haben ja sogar mit ihr gesprochen, wenn ich mich nicht irre“, fügte sie lachend hinzu.

„Die Dame mit dem Hund?“ rief Jacques bestürzt.

„Jawohl. Ja, ja, an ihren „Schah“, wie sie den Pöter nennt, darf niemand rühren... sie ist keine böse Frau, aber ihr Hund und ihre Postkarten, das sind wahre Manien bei ihr!“

Jacques horchte ganz benommen den Reden der Frau. Dann sagte er:

„Das Fräulein sammelt Postkarten... ja, ich wußte es...“

„Ach, lieber Herr, wem sagen Sie das! Es ist eine wahre Krankheit. Sie korrespondiert sogar mit Sträflingen von Neu-Caledonien und schickt ihnen Geld, nur um Karten von dort zu erhalten.“

Jacques mußte trotz aller Bestürzung hell auflachen. Er hatte genug gesehen, genug gehört; rasch gab er der gesprächigen Frau ein Geldstück und in größter Eile verließ er das Haus.

Draußen, im Freien, atmete er mit einem tiefen Seufzer auf, und instinktiv schlug er den Weg nach dem Luxembourgsgarten ein.

Hellstrahlender Sonnenschein lag über all der blühenden Pracht, ließ das Laub der Bäume grüner und die Farben der Blumen leuchtender erscheinen.

Fröhliche Kinder spielten um das große Bassin herum, und bald war Jacques Risard in seinem Traum, der der Kartensammlerin gegolten, geheilt und lebte der traumhaft schönen Gegenwart. Der Kreis der Freunde schloß sich um ihn. Und er lehrte nicht allein, sondern mit seiner jungen Frau nach Saigun zurück.

### Rätsel.

Mein Erstes schüßt die Wintererde  
Und liegt auf hohen Bergen fern.  
Mein Zweites ruft mit lautem Klange  
Die Menschen zu dem Haus des Herrn.  
Mein Ganzes — hast du schon erraten? —  
Ein zart Gebild aus Gottes Hand,  
Steht mutig an des Winters Grenze  
Und ruhet: Frühling wird's im Land!

### Telegraphenrätsel.

Vorstehende Zeichen, Punkte und Striche entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte fallenden Buchstaben im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben. Die Wörter sind: Däumling, Gustav, Guetig, Willen, Zweifel.

### Diamanträtsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen nennen: 1. einen Konsonanten, 2. einen Monat, 3. einen Mädchennamen, 4. eine Provinz Hollands, 5. eine Insel im Mittelmeer, 6. ein Land Oesterreichs, 7. ein Reinigungsmittel, 8. ein Bild, 9. einen Konsonanten. Richtig gefunden lautet die wagerechte Mittelreihe, gleich der entsprechenden senkrechten.

6 6 2  
3 2 2 3  
4 3 2 2 3  
1 2 3 4 5 6  
2 3 5 5 3  
6 5 5 6  
4 6 5

Konfordinarträtsel.  
An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen und zwar derart, daß die wagerechten Reihen nennen: 1. einen Fisch, 2. ein altes Längenmaß, 3. eine Meereseisrinne, 4. einen vor 25 Jahren berühmt gewordenen bulgarischen Ort, 5. einen Nebenfluß der Ruhr, 6. einen weiblichen Vornamen, 7. eine Stadt in Kurdistan. Zu verwenden sind die Buchstaben a e l n p w.

### Magisches Dreieck.

Die Buchstaben dieses Dreiecks sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen: 1. einen deutschen Dichter, 2. einengriechischen Gott, 3. eine unangenehme Lage, in die Menschen geraten können, 4. eine altrömische Münze, 5. einen Vokal.

### Charade.

Nur einmal hatt' ich sie gesehen.  
Wir trafen auf dem Eins zusammen;  
Da wußt ich nicht, wie mir geschähe, —  
Gleich stand mein Herz in Flammen.  
Doch leider war sie ganz wie Eins, —  
Und alles Glück stard mir auf Erden.  
Solch Zwei-Drei ist so gut wie keins, —  
Und das muß anders werden.

Um zu vergessen, zog ich fort  
Nach Eins-Zwei-Drei, dem stillen Städtchen.  
Doch, Himmel! Just an diesem Ort  
Traf wieder ich mein Mädchen.

Nicht mehr war eins — Eins umgedreht, —  
Bald fühl' ichs deutlich mit Entzücken.  
Wie umgedreht Zwei-Drei verweht,  
Ward's hell vor meinen Blicken.

Was Eins schlen, war nur holde Schen.  
Süß floß das Ja von ihrem Munde.  
Fürs Zwei-Drei reicht in Eins-Zwei-Drei  
Sie mir die Hand zum Bunde.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Citatenträtsel: Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.  
Diamanträtsel: 2, Reh, Riste, Lessing, Stirn, Jun. G.  
Worträtsel: Zuerich — Zu reich.  
Gleichklang: Zug.  
Rätsel: Baden, Auen, Ahe.  
Zahlenrätsel: Zweirad, Werra, Erz, Ida, Rade, Aber, Darre.  
Zweifelhafte Charade: Seestern.